

daß durch den Kanalauslauf im See das Wasser der Militärschwimmanstalt in gesundheitlicher Weise verunreinigt werde. In einer Sitzung des Lindauer Magistrats am 8. Februar hob der Referent hervor, daß der Einwurf der Garnisonsverwaltung rechtlich unzulässig sei, da der Kanalauslauf 150 m außerhalb der Stadtgrenze im offenen See liege und sonach sich überhaupt nicht mehr im Gebiete des bayerischen Staates befinde.

Die Wasserfläche des Hauptbeckens des Bodensees außerhalb der Grenzen des Gebietes der Uferstaaten ist nämlich nach allgemein geltenden Rechtsanschauungen, die sich namentlich auf die staatsrechtlichen Erörterungen des bekannten Völkerrechtslehrers Prof. M. von Seydel stützen, ein ungeteiltes internationales Wassergebiet, das in völker- und staatsrechtlicher Beziehung nur als ein condominium pro indicio, d. h. als Kondominatumsgebiet der sämtlichen Uferstaaten aufgefaßt werden könne. Staatliche Verfügungen können also für den eigentlichen Bodensee nur in Gemäßheit eines gemeinsamen Willensaktes aller Uferstaaten erlassen werden, und solange nicht durch einen gemeinsamen Beschluß die bayerische Bauordnung auch auf den Bodensee ausgedehnt wird, ist der Einspruch der bayerischen Militärverwaltung gegen ein Bauwerk auf dem Bodensee hinfällig. Es bildet nun nach uraltem Lindauer Gewohnheitsrecht die Grenze des Stadtgebietes und damit auch des bayerischen

Staates eine in größerer oder geringerer Entfernung vom Ufer befindliche Palisadenreihe, welche in früherer Zeit ein Bestandteil der Stadtbefestigung war und dazu diente, die Annäherung feindlicher Schiffe zu verhindern. Der Kanalauslauf befindet sich aber jenseits dieser Grenze und — was vom seenkundlichen Standpunkte aus die Hauptsache ist — nach den Lotungen jenseits des Scharberges, der die flachen Uferteile von der eigentlichen Tiefe des Sees trennt. Das Kgl. Kriegsministerium hatte gegen diesen Magistratsbeschluß zunächst Beschwerde eingelegt, sie dann jedoch, nachdem es sich durch eine zu diesem Zwecke abgeordnete Kommission überzeugt hatte, daß seine Befürchtung hinsichtlich einer Verunreinigung der Badeanstalt durch den städtischen Kanal hinfällig sei, und die Stadtvertretung außerdem in entgegenkommendster Weise den Kanalauslauf im See von 150 auf 170 m hat verlängern lassen, wieder zurückgezogen. Es ist eigentlich schade, daß damit nicht auch die auf dem Gebiete des Völkerrechtes und zugleich der Seenkunde im allgemeinsten Sinne des Wortes liegende Frage, ob der Einspruch überhaupt rechtlich zulässig war, zur Entscheidung kommt. In einem erst jüngst erschienenen Werke von Dr. jur. Felix Stoffel über die Fischereiverhältnisse im Bodensee wird nämlich hinsichtlich der Hoheitsrechte der Uferstaaten gerade der entgegengesetzte Standpunkt eingenommen wie der, den der verstorbene v. Seydel festhielt.

Neues über die Buschmänner.

Dankelmans „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ brachten im 3. Heft des 18. Bandes eine rund 100 Druckseiten umfassende Monographie über die Buschmänner der Kalahari aus der Feder Siegfried Passarges, der infolge mehrfacher längerer Reisen und ausgedehnter Studien — sein Werk über die Kalahari ist allgemein als eines der wertvollsten Bücher der neuesten kolonialwissenschaftlichen Literatur beurteilt worden — zu den besten Kennern des inneren Südafrika gezählt werden darf. Derartige Arbeiten entsprechen einer von Jahr zu Jahr dringlicher werdenden Notwendigkeit, denn sie behandeln einen Stoff, der uns unter den Händen zu zerfließen droht. Wie wir heutzutage auf dem gesamten Gebiete der Fauna eine Verminderung der Mannigfaltigkeit und damit in gewissem Sinne eine Verarmung konstatieren können, indem die Macht des Menschen dahin drängt, nur jene Tiergattungen bestehen und sich weiter entwickeln zu lassen, die ihm nützlich erscheinen, andere aber dem Untergang entgegenführt — so bewirkt das Überwuchern der als Kulturvölker sich bezeichnenden Rassen und andererseits das Verlöschen der sogenannten Naturvölker eine Verarmung an Erscheinungsformen des Menschentums. Nun wird freilich vom Standpunkte der reinen Wirtschaftlichkeit der Untergang dieser „unnützen Broesser“ als ein necesse und ihre Ersetzung durch die zielbewußte Arbeit als ein Fortschritt zu betrachten sein. Trotzdem beschleicht uns — wir brauchen auch als Wirtschaftspolitiker uns dessen nicht zu schämen — ein Gefühl der Wehmut, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Jahre auch der Buschmänner gezählt sind. Diese Wehmut hat ihre Quelle vielleicht nicht nur in dem Bedauern, das uns etwa auch der Gedanke an das Aussterben des Riesenalks oder des Schnabeltieres abnötigt, in dem Bedauern dessen, der an der Mannigfaltigkeit der schaffenden Natur seine Freude hat, vielmehr auch in der Tragik, die jedem Schicksal des Unterganges innewohnt. Wir stehen ja nicht mehr auf dem naiven Standpunkte, anzunehmen, daß die Natur von den Kulturvölkern schlechthin aufgerieben werden. Wir haben tiefere Einblicke in die Ursachen dieses oft rätselhaften Hinsterbens gewonnen und erkannt, daß in manchem Volk der Keim des Unterganges schlummerte, ehe der Einfluß des „weißen Mannes“ von Gewicht war, und daß auch im Leben der Völker eine Art von „Lebenskraft“ wirksam sei — eine Erkenntnis, die allerdings keine Lösung des Problems, sondern nur dessen Vertiefung bewirken konnte.

Nicht nur allgemein menschliches Interesse nötigt uns demnach die Geschichte des Unterganges eines Naturvolkes ab; sie wirkt auch für die Wissenschaft besonders fruchtbar,

mag sie nun für die Völkerpsychologie oder für die Ethnologie oder die Wirtschaftsgeschichte Material liefern. Eine genauere Beschreibung des Volkes der Buschmänner hat heutzutage nicht mehr nur den Zweck, Merkwürdigkeiten dem gespannten Leser zu erzählen, sondern sie ist vielleicht geeignet, uns über den lückenhaften Zusammenhang der Rassen, der Wanderungen, über Analogien in der Urgeschichte der eigenen Rasse, über Herkunft und Entstehung dieser oder jener Sitte, eines Gedankens, eines Gerätes usw. Licht zu bringen. So gewannen die Traditionen, die Sagen, die originalen Werkzeuge eines uralten Stammes wie die Buschmänner tiefe Bedeutung; und alle Kräfte der Wissenschaft, sei es der Ökonomie oder Ethnographie, der Sprachforschung oder welcher immer, sollten ohne Zögern tätig sein zu retten, was zu retten ist; denn der Untergang ist nahe, und was verloren geht, ist unwiederbringlich.

Es gilt auch, vieles nachzutragen oder manches Urteil zu berichtigen da, wo wir verneinen konnten, bereits das Wesentliche zu kennen. Das sehen wir deutlich an der Arbeit Passarges. Die Berührungen der Weißen mit Buschmännern sind ja bereits so alt als die Kolonialgeschichte des inneren Südafrika. Vor Jahrzehnten konnten wir schon von den erbitterten Kämpfen der Buren mit diesem „heimtückischen, grausamen Feind“ lesen. Auch mögen im jetzigen Südwestafrika bereits die ersten christlichen Sendboten mit Angehörigen dieses primitiven Volkes in Berührung gekommen sein. Und wir haben ja wertvolle Berichte von Männern wie Schinz, Fritsch u. a. Aber was ist dies alles? Eine einseitige Beurteilung, mangelhafte Sprachkenntnisse, geschichtliche Unkenntnis, bald Über-, bald Unterschätzung. Wir sind ja noch nicht einmal so weit, die Buschmannvölker alle zu kennen und zu unterscheiden, wir vermögen ihre Seelenzahl noch nicht einmal annähernd zu schätzen!

Wir waren gewohnt, die Buschmänner als eine Horde ohne bestimmte territoriale Zugehörigkeit, ohne soziale Gliederung und sogar ohne Häuptlinge zu betrachten; sie waren für unsere Betrachtungsweise mit allen jenen Attributen ausgestattet, die ein Volk zu einem „Randvolk“ im Sinne Ratzels stempeln. Passarge, der diese hergebrachte Anschauung nicht teilt, führt sie darauf zurück, daß man zumeist jenen Buschmann im Auge hatte, mit dem es der Ansiedler in der Kapkolonie zu tun hatte: einen ewig verfolgten und beunruhigten, völlig aus den Angeln des Gewohnten und Herkömmlichen gehobenen Landstreicher. Wie die Völkenchen vordem gelebt und wie sie in unerschlossenen Gebieten bis vor nicht allzu langer Zeit gehaust, danach frag man wenig, erfuhr es vielleicht auch infolge der Verschlossenheit der Leute nicht. Nun scheint mir die Aufstellung Passarges, daß auch die Buschmänner noch vor wenigen Jahrzehnten sich eines ge-

wissen Wohlstandes und einer primitiven sozialen Differenzierung zu erfreuen hatten, wohl begründet.

Seine Quelle bildet zum Teil ein bejahrter Buschmann, der ihn auf seinen Zügen begleitete und in Erinnerung an alte bessere Zeiten manchmal auftaute. Seinen Angaben, an deren Richtigkeit zu zweifeln kein Grund besteht, verdankt Passarge z. B. die Tatsache, daß noch vor nicht langer Zeit mächtige Oberhäuptlinge existierten, und daß eine bestimmte Abgrenzung der Jagdgebiete, die noch jetzt zu beobachten ist, bereits eine Art politischer Gebietsteilung involvierte. Der außerordentliche Wildreichtum jener entlegenen Steppen- und Wüstengebiete ermöglichte es ihren Bewohnern, ihre spezielle Begabung zur Jagd frei zu entwickeln. Ja, die Herstellung der sogenannten Moletsa-Ketten¹⁾ bildete sogar eine über den eigenen Bedarf hinausgehende Hausindustrie. Auch zielbewußte Arbeitsgemeinschaft hat es gegeben; das zeigen die langen Palisadenreihen, welche zu Fallgruben für das Wild führten, und deren Herstellung bei den primitiven Handwerkszeugen ebenso wie die geräumigen Gruben ein Werk bedeutete, dessen mühevollste Zielbewußtheit Bewunderung erregen kann. Auch dressierte Jagdhunde verwendete der geschickte Steppenjäger.

Indessen wie bei unseren Jagdhunden auf Kosten der Nase häufig die übrigen Sinne in der Entwicklung zurückgeblieben sind, so konzentriert sich bei den Buschmännern die gesamte Intelligenz und Energie auf die Jagd; „die Buschmänner“, sagt Passarge, „sind eine seit Urbeginn ausschließlich für die Jagd gezüchtete Rasse“. In dieser einseitigen Entwicklung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten ist nun hauptsächlich der Grund ihres Unterganges zu erblicken. Es ist alles auf diese eine Karte gesetzt. Eine Umkremplung ist undenkbar, insbesondere auch wegen des Zuges, der den Buschmann psychisch vor allem kennzeichnet: die Freiheitsliebe, die ja Steppenvölkern in höherem Maße eigen ist. Es ist überhaupt undenkbar, daß ein Jägervolk gewissermaßen von heute auf morgen — denn infolge des Eindringens der weißen Rasse überstürzt sich die Entwicklung der Verhältnisse — sich in ein Hirten- oder Ackerbauervolk umwandelt. Der Tatsache allerdings, daß die Buschmänner es im Gegensatz zu Kaffern und Hottentotten versäumt haben, sich gleich beim Beginn der Beziehungen zu den Weißen mit Schußwaffen zu versehen, möchte ich ein geringeres Gewicht beimessen wie Passarge. Denn das Gewehr hätte, ohne den Buschmann politisch schützen zu können, höchstens seine Hauptnahrungsquelle, das Wild, rascher und noch vor der weißen Invasion vernichten helfen.

Immerhin spielt die Feuerwaffe auch in der Geschichte des Unterganges der Buschmannrasse in zweifacher Hinsicht eine verhängnisvolle Rolle. Zunächst verlieh sie den nördlich und östlich benachbarten Kaffernstämmen eine kriegerische Überlegenheit und besiegelte das Ende der politischen Selbständigkeit der Buschmannstämme in der Kalahari. Verfolgung und Knechtschaft drohte ihnen, in deren Wohnsitze zunächst noch nur einzelne Weiße gelangten, also von seiten der Schwarzen, und der weißen Rasse bleibt, soweit das Gebiet der Kalahari in Betracht kommt, der Vorwurf unmittelbarer Vernichtung dieses Naturvolkes erspart. Aber die Feuerwaffe hatte weiterhin die Folge, daß sie, zur Jagd verwendet, eine Massenmetzelei unter dem bis dahin in endloser Zahl vorhandenen Wild anrichtete und es in immer unzugänglichere Regionen, schließlich ins reine „Sandfeld“ zurückdrängte. So ward der Buschmann gezwungen, seinen Spuren in Gebiete zu folgen, wo die natürlichen Bedingungen die Existenz des Menschen zu einer fraglichen gestalten.

Mit der Abnahme des Wildes verwandelt sich die Lebensweise des Buschmanns; die Tage üppigen Wildbretschwelgens werden immer seltener, immer mehr bildet die Grundlage seiner Mahlzeiten das, was er dem mageren Boden abringen muß. Der Jäger tritt in den Hintergrund gegenüber dem „Sammler“²⁾; und sein Los ist bei der Armut und Unsicherheit der natürlichen Bodenerzeugnisse der Untergang an Hunger und Entkräftung, den wir tagtäglich fast dort sich abspielen sehen.

Es ist einleuchtend, daß in der Not und den Entbehrungen

¹⁾ Runde Stücke Straußeneierschalen, an Schnüren von Bast oder an Seilen aufgereiht.

²⁾ Dieser von Neuern mitunter gebrauchte Sammelbegriff, den auch Passarge auf die Buschmänner anwendet, erscheint insofern sehr glücklich, als er das Charakteristischste der primitivsten menschlichen Kulturepoche treffend kennzeichnet: das Stadium reiner werkzeuglosen Perzeption der von der Natur gebotenen Erzeugnisse. Die Bedenken, die Bücher (Entstehung der Volkswirtschaft S. 12, Anm. 1) dagegen geltend macht, scheinen auf einem Mißverständnis zu beruhen, insofern es nicht um Sammeln im Sinne von „Aufspeichern“, sondern im Sinne von „Auflesen“ sich handelt.

des Alltagslebens von dem wenigen, was an Kultur diese primitive Rasse in besseren Tagen aufzuweisen hatte, täglich etwas verloren geht. Die Herstellung der oben erwähnten Moletsaketten liegt bereits in der Vergangenheit: heutzutage werden nur noch sehr selten derartige Schmuckstücke getragen. Aber auch die originellen Tänze, welche seinerzeit nach üppigem Mahle Nächte hindurch aufgeführt wurden, wie der Elandsbultanz z. B., geraten im Elend der Gegenwart mehr und mehr in Vergessenheit, und Gebräuche, wie sie früher bei den sorgfältigen Beerdigungen Verstorbener geübt wurden, werden vernachlässigt, wenn man, in tagelangen Durststrecken dem ersehnten Wasserpflüß entgegenwandernd, den Erschöpften einfach seinem Schicksal und den wilden Tieren überläßt. Passarge hat in dieser Richtung alles gesammelt und kurz, aber übersichtlich, teilweise mit Abbildungen dargestellt, was er teils selbst gesehen, teils in den Museen kennen gelernt hat. Bei dieser Zusammenstellung drängt sich unwillkürlich dem Leser die Erkenntnis der großen Eigenartigkeit des Kulturbesitzes dieser Rasse auf: die scharfsinnig konstruierten vergifteten Pfeilspitzen, das Schwirholz, dessen Musik nur von dem Musizierenden selbst vernommen wird; die Methode, mittels eines mit einem Bastbüschel versehenen Rohres aus dem feuchten Sande das ersehnte Naß zu gewinnen, die Gerüstkonstruktion der Windschirme — alles dieses eigenstes Eigentum der Rasse.

Dennoch hat man sich bemüht, von ihr Brücken zu schlagen zu anderen Völkern des Schwarzen Kontinents, und Ideen und Gebräuche, die der Menschheit gemeinsam scheinen, auch beim Buschmann wiederzufinden. Hierher gehören die Pubertäts- und Ehegebräuche oder die Idee eines Fortlebens nach dem Tode. Auch Passarge beschränkt sich nicht auf die monographische Darstellung, sondern sucht den Buschmann mit dem übrigen Menschentum in Beziehung zu bringen. So erscheint denn auch seine Erklärung der Sitte der Beerdigung als eines Zeichens für den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode sehr glücklich. Dem Buschmann, für den bei seinen primitiven Werkzeugen die Herstellung eines Grabes ein langwieriges und mühsames Werk ist, bedeutet diese Sitte sicher nicht die einfachste Methode, sich des Leichnams zu entledigen; sondern er muß dabei von einer besonderen, gewissermaßen transzendentalen Idee geleitet sein. Auch gibt er ja die ganze Habe des Verstorbenen, obwohl er bei seiner Armut sie so nötig hätte, dem Toten mit ins Grab. Ob dieser Sitte eine dunkle Erkenntnis von dem ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens alles Irdischen zugrunde liegt, wie Passarge meint? Es scheint doch, als ob er hier dem armen Wilden zu viel imputiert. Könnte diese Sitte nicht ebenso wie hundert andere merkwürdige Gewohnheiten ihren Ursprung in einem durch Vernunft nicht erklärbaren Aberglauben haben? Die weite Verbreitung allein berechtigt noch nicht zu tiefergehenden Folgerungen; denn auch z. B. der „böse Blick“ ist so ziemlich in allen Weltteilen gefürchtet, ohne daß ihm eine philosophische Erklärung zuteil werden könnte. Von Bastians „Völkergedanken“ sei dabei abgesehen.

Es lag für Passarge nahe, die Frage zu stellen, ob denn nicht die rasche Erschöpfung ihrer Jagdgründe die Buschmänner dazu bringen könnte, sich dem Ackerbau oder der Viehzucht zuzuwenden. Er verneint diese Frage mit dem Hinweis darauf, daß die Natur keine Sprünge macht; und er hat recht darin. Gerade dies Beispiel zeigt so recht, wie problematisch der Wert jener sauberen Stufengliederung in Jäger — Hirten — Ackerbauer ist, die wir vor noch nicht allzu langer Zeit in der oder jener Geschichte der Volkswirtschaft dargelegt finden konnten. Als Jägervolk pflegen wir ein Volk auch dann noch zu bezeichnen, wenn, wie z. B. von den Steinen von brasilianischen Volksstämmen berichtet, die Männer der Jagd nachgehen und die Frauen (nebenbei) Feldfrüchte bauen. Und doch, welche Distanz zwischen ihnen und den Buschmännern! Das folgenschwere Moment einer Fürsorge für die Zukunft hebt jene auf eine weit höhere Entwicklungsstufe, die dem Buschmann vielleicht bei ungestörtem Fortbestand erst nach Jahrhunderten erreichbar gewesen wäre, wenn man nicht, wie eher anzunehmen, seine durchaus einseitige Jägernatur als eine Sackgasse ohne Möglichkeit eines weiteren Fortschrittes erachten will. Wer den Konservatismus erwägt, der auch unsere landwirtschaftliche Bevölkerung in allem und jedem kennzeichnet, wer sich erinnert, in wie unendlich langen Zeiträumen bei unseren Vorfahren die Umwandlung der Wirtschaftsformen sich abgespielt hat, der wird zu ermessen vermögen, daß die scheinbar so nahe liegende Idee des zielbewußten Aussäens der Frucht zum Zweck einer zukünftigen Ernte nicht von heute auf morgen in dem beschränkten Gedankenkreise des Buschmannes Platz finden kann. Wieviel weniger dann aber die Idee bewußter Züchtung von Haustierrassen, bei welcher

zwischen der gegenwärtigen Zweckhandlung und dem gewollten Erfolg ein größerer Zeitraum und kompliziertere Zusammenhänge liegen. So ist denn auch von dieser allgemeinen Erwägung aus die Annahme einer wirtschaftlichen Ummodellung des Buschmanns und damit seiner Rettung vor dem Untergange ausgeschlossen.

Zum Schluß berührt Passarge noch die Frage, ob die Buschmänner, deren Körpergröße (140 bis 165 cm) unzweifelhaft beträchtlich hinter dem sonstigen Mittelmaß menschlicher Größe zurückbleibt, mit den Zwergvölkern des inneren Afrika in Zusammenhang zu bringen seien, ob sie vielleicht mit diesen zusammen als die Urrasse Afrikas zu betrachten sind. Ohne auf die zurzeit noch offene Frage näher einzugehen, stellt er die Tatsachen pro (Ähnlichkeit der Lebensweise, des Charakters, auch der Geräte und anscheinend der Sprache — Schnalzalate) und contra (Verschiedenheit der Schädel- und Gesichtsform, Fehlen der dichten Körperbehaarung und der fleischfarbenen Lippen) einander gegenüber. Doch scheint

er, auch hier anscheinend mit Recht, dem verneinenden Standpunkte sich zuzuneigen. Uns dünkt, als wäre dieses Problem bereits so weit vorbereitet, daß seiner Lösung von berufener Seite näher getreten werden könnte. Die Museen füllen sich in letzter Zeit immer mehr mit Erzeugnissen und zuverlässigen Abbildern der verschiedenen in Frage stehenden Stämme; zahlreiche eingehendere Schilderungen liegen bereits vor, auch linguistisches Material ist bereits in nicht zu verachtender Menge zusammengetragen worden, so daß es zunächst vielleicht gar nicht einmal einer besonderen Studienreise, zu der Passarge anregt, bedarf. Eine solche könnte ja doch wohl kaum umfassend bewerkstelligt werden und würde höchstens durch Einwirkung von Einzeleindrücken die Unbefangenheit beim Studium des bereits vorhandenen Materials in Frage stellen. Jedenfalls neigt aber der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Forschung dahin, zu weitgehende Schlüsse auf Grund vorhandener Analogien zwischen einzelnen Völkern abzulehnen.

D. R. Hermann.

Von den Marianen.

Mit Bezug auf den Aufsatz des Herrn Superintendent Hermann Costenoble über die Marianen in Nr. 1, 5 und 6 des 88. Globusbandes erhält die Redaktion von Herrn Bezirksamtman Fritz in Saipan eine Reihe von Mitteilungen, die den dort vorgetragenen Anschauungen, namentlich über kolonisationstechnische Fragen, entgegenstehen. Wir geben diesen Ausführungen, soweit sie die Öffentlichkeit interessieren können, gern Raum.

Zunächst äußert sich Herr Fritz über die Frage des Abbrennens der Savanne. In der spanischen Zeit waren die Marianen überbevölkert, jeder Fleck, auch die Savanne, war unter Kultur, was die Gefäßstrümmen, die Mahlsteine, verwilderte Nutzpflanzen ('Aroru — nicht Arrowroot), die man heute noch überall, auch in der Savanne, findet, beweisen. Nach der Entvölkerung siedelte sich auf den verlassenen Feldern das Alang-Alanggras an. Als dann die spanischen Gouverneure die unbewohnten Inseln zur Viehzucht benutzten, haben sie, wohl um junges Futter für das Vieh zu schaffen, diese Grasflächen regelmäßig angezündet. Aber damit verbrannten auch die verbliebenen Bäume und jedesmal ein Stück Wald am Rande der Savannen, die sich somit stetig vergrößerten, sich vereinigten und heute große Flächen, namentlich auf Höhen und Hängen, bedecken. Der Boden der Savannenhänge ist steinig und wenig tiefgründig, eine Folge der Entwaldung; denn nun konnten die tropischen Regengüsse Humus und Erde abschwemmen. Es war noch ein Glück, daß das Alang-Alanggras die Rolle des zerstörten Waldes teilweise übernahm, nämlich die Erde fest und feucht und dadurch jene großen Flächen für die künftige Kultur brauchbar zu erhalten. In der einige Jahre von Brand verschonten Savanne siedelten sich nun hier und da Bäume an, wuchsen sich zu Waldnestern aus und hätten im Laufe der Jahre als Schutzwaldungen die gefährdeten Hänge gesichert, wenn nicht Bosheit und Unverstand immer wieder Brände verursacht hätten. Die Methode des Abbrennens ist jetzt verboten. Auf dem amerikanischen Guam wird nach Angabe des Herrn Costenoble die Savanne regelmäßig abgebrannt; Herr Fritz meint aber, daß es wohl ein Irrtum sei zu glauben, daß die Höhen des mittleren und südlichen Teiles von Guam saftige Weiden seien; sie sähen nur aus der Ferne so aus, wären aber in Wirklichkeit trauriges Ödland.

Der deutsche Unterricht auf Saipan wird jetzt, d. h. seit dem Frühjahr 1905, von einem kaiserlichen Lehrer erteilt, und zwar mit so gutem Erfolge, daß nicht nur alle Schulkinder, sondern auch der Ortsschulze, sämtliche Aufseher und viele Eingeborene Deutsch

verstehen. Es bedarf nicht des „Pig-Englisch“ für die Verständigung.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Guam sind in der amerikanischen Presse zum Teil pessimistisch beurteilt worden. Es gibt auf Guam keine amerikanischen, überhaupt keine weißen Ansiedler mehr, auch hat die einzige amerikanische Handelsfirma, die „Western Commercial Co.“, ihre Tätigkeit dort eingestellt. Tatsache ist jedenfalls, daß die Japaner dort vorwärts kommen. Auf Saipan haben die Japaner all ihren Grundbesitz im Laufe des Jahres 1905 an Deutsche und Eingeborene verkauft, so daß die geäußerte Annahme, nur die Japaner hätten auf den deutschen Marianen brauchbare Grundstücke, nicht zutrifft.

Herr Costenoble hatte über die Chamorros sehr ungünstig geurteilt, u. a. über ihre Sittlichkeit und Reinlichkeit. Herr Fritz hält dieses Urteil für hart und ungerecht. Der arme Chamorro müsse buchstäblich im Schweiß seines Angesichts sein Brot ernten, natürlich trage er also wohl die Spuren seiner Landarbeit an Körper und Kleidung herum; doch dürfe man daraus nicht verallgemeinernde Schlüsse ziehen. Es könne nicht zugegeben werden, daß die Karolinier bei all ihren sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften reinlicher seien als die Chamorros.

Dem Vorschlage, Arbeiter von den Karolinen einzuführen, ist schon entsprochen worden, er verlangt nichts Neues. Neuerdings sind wieder 75 Karolinier aus Pingelap auf den deutschen Marianen angekommen, nachdem früher bereits eine ganze Anzahl von Ruk und gegen 100 von Guam eingetroffen waren. Nach Herrn Costenobles Ansicht hatten die Amerikaner diese Elemente, weil sie mit ihnen nichts anfangen konnten, von Guam abgeschoben. Herr Fritz bemerkt, er jedenfalls sei mit jenen Guam-Karolinern um so zufriedener gewesen, als sie sich als ebenso friedlich und arbeitsam erwiesen hätten wie die Saipan-Karolinier, die von allen Kennern als die besten und kultiviertesten Mikronesier anerkannt würden. Sie seien weder faul noch Schnapstrinker. Es mag zugegeben werden, daß der größte Teil der Tuba, die sie von dem einen, jeder Familie gewährten Baum zapfen, von ihnen nicht zur erlaubten Bereitung von Hefe und Essig verwendet, sondern getrunken wird, aber viel sei das nicht, und die Aufseher seien streng dahinter her, daß nicht etwa noch andere Bäume angebohrt würden.

Der Herr Verfasser des Marianenartikels wünscht, daß die jetzigen Besitzverhältnisse der Eingeborenen revidiert, d. h. ihre spanischen, von der